

Unterhaltungsblatt

„Augsburger Postzeitung“.

№ 108.

Montag, den 28. Dezember

1896.

Für die Redaction verantwortlich: Dr. Theodor Müller in Augsburg.
Druck und Verlag des literarischen Instituts von Haas & Grabherr in Augsburg (Vorbefitzer Dr. Max Guttler).

Der Ausfah in Birma^{*)}

Die fürchtbarste Geifel, unter welcher die Völker des Orients zu leiden haben, ist ohne Zweifel der Ausfah. Der Westländer, der diese Krankheit nur dem Namen, aber nicht auch ihrem Wesen nach aus den Schriften des alten und neuen Testaments kennt, mag nach allem, was er hier darüber findet, leicht zur Meinung hinneigen, daß der Ausfah eine Krankheit ist, die erstens nicht zu häufig auftritt, und die zweitens auch heilbar sein kann. Beides kann und wird auch einmal, in alter Zeit nämlich, der Fall gewesen sein. Das Gesez, nach welchem alles, was da ist und war, sich aus kleinen Anfängen entwickelt, seinen Kulminationspunkt erreicht und endlich niedergeht und ganz verschwindet, dieses Gesez gilt, wie man beobachtet hat, für Krankheiten nicht minder wie für andere Erscheinungen der Natur und Kultur. Wenden wir es auf den Ausfah an, so können wir wohl behaupten, daß diese Krankheit in unsern Tagen auf ihrem Höhepunkt steht, jedoch mit dem Zusaze, daß sie diesen Höhepunkt nicht erst in unserer Zeit, sondern schon vor langem erreicht haben mag.

Nicht die Verbreitung des Ausfahes, sondern seine Erscheinungsform ist es, welche uns zu dem Urtheile berechtigt, daß er einer Steigerung nicht mehr fähig ist. Er ist zwar in allen Gebieten des Orients und ebenso in der gemäßigten wie in der heißen Zone zu finden, und er verschont keine der eingeborenen Rassen; was ihm aber mehr als seine Extenstivität fürchtbare Bedeutung gibt, das ist die Intensität, in welcher er überall auftritt, das ist der Umstand, daß er sich überall in derselben abschreckenden Gestalt zeigt, ob er nun sporadisch oder endemisch erscheint.

Wenn irgendwo, so ist der Ausfah in Birma als Endemie zu bezeichnen. Hier ist er zu Hause wie sonst nirgends in Asien, denn wenn wir die Bevölkerung Birmas zu zehn Millionen annehmen und die darunter befindlichen Ausfahigen auf heiläufig 30,000 schätzen, so entfällt auf 333 Seelen ein Ausfahiger, ein Verhältniß, wie es bei einem andern Volke des Orients wohl weder in alter, noch auch in neuerer Zeit zu finden sein dürfte. So schrecklich aber diese Verhältnißzahl uns erscheinen mag, so wenig Eindruck scheint sie auf die Birmanen

^{*)} Wir entnehmen diese Skizze der „Oesterreichischen Monatschrift für den Orient“, die von dem k. k. Handelsmuseum in Wien herausgegeben wird und eine reiche Quelle für die Kenntniß der Osländer bildet.

selbst zu machen, denn durch nichts haben sie bis nun aus Eigenem versucht, dem Umstreichreifen des Ausfahes Grenzen zu setzen. Während die Chinesen beispielsweise die mit dem Ausfah Behafteten sofort aus der Gemeinde entfernen, an einsamen Orten isolieren, ja sogar gewaltsam aus der Welt schaffen, um sich vor Ansteckung zu schützen, begnügen sich die Birmanen damit, erst die in einem höhern und für ihre Mitmenschen schon unerträglichen Stadium des Ausfahes sich befindenden Kranken von der allernächsten Berührung mit der Gesellschaft auszuschließen; daß sie dies aber weniger aus Furcht vor Ansteckung und Vererbung, als aus Ekel und Abscheu vor dem entseztlichen Aussehen der Ausfahigen thun, das beweist die Thatsache, daß die Gesunden mit den in den Anfängen der Krankheit Stehenden zusammen wohnen bleiben und verkehren, ja, daß sogar Ehegatten, von denen ein Theil intakt und der andere ausfahig ist, dem Zusammenleben so lange kein Ziel setzen, bis der kranke Gatte sich dem Zustande nähert, in welchem er zu einer alle Sinne beleidigenden abstoßenden Masse, zu einer lebendigen Leiche wird. Keine höhere Rücksicht hebt den nahen Verkehr der Gesunden mit den erst in leichterem Grade Erkrankten auf, und keine höhere Rücksicht, nicht Menschlichkeit, nicht Liebe, nicht Dankbarkeit, nicht Pietät, macht es den Gesunden zur Pflicht, sich der schon in höherem Grade Erkrankten erbarmend anzunehmen, ihnen ihre Leiden zu lindern und den Rest ihres todgeweihten Daseins erträglich zu machen. So wird es in Birma von Armen und Reichen gehalten, und obwohl jeder sich sagen kann, daß auch ihm die schreckliche Krankheit mit allen ihren der Natur und der unmenschlichen Sitte entsprechenden Folgen droht, stehen doch alle dem Uebel — bis auf das Gefühl des Efels — gleichgültig gegenüber.

Von dem Leben und Leiden der Ausfahigen in Birma entwirft uns P. Johann Wehinger, ein katholischer Missionär, der während eines mehrjährigen Aufenthaltes in Birma viel mit Ausfahigen verkehrt hat und durch die Gründung eines Hospitals den unglücklichsten aller Menschen ein Asyl zu schaffen bejirebt war, ein anschauliches Bild. Wenn P. Wehinger bemerkt, daß es ihm unmöglich gewesen sei, zu erfragen, zu welcher Zeit in Birma der Ausfah (Lepra) zum erstenmale aufgetreten sei, so ist dies begreiflich, und es wird auch niemand anderem gelingen, auf diese Frage Antwort zu erhalten. Gewiß ist auch schwer zu behaupten, daß die Krankheit durch einwandernde Fremde einge-

fähig sei, weil erst im sechzehnten Jahrhundert Einwanderungen stattgefunden haben und die Birmanen wissen wollen, daß es schon vor dieser Zeit Ausfäzige in Birma gegeben habe. Wir müssen eben den Ausfäz in Birma ebenso für autochthon ansehen wie in anderen Gebieten des Orients; er entstand, wuchs, erreichte eine Kulmination, und niemand kann in Rücksicht auf die ersten kleinen Anfänge und unbedeutenden Erscheinungen sagen, wie und wann er entstand. Als Ursachen oder vielmehr Bedingungen des Ausfäzes nennt P. Wehinger: große Armut, ungenügende Nahrung, Unreinlichkeit des Körpers und der Wohnung, die dort den größten Theil des Jahres herrschende Hitze, verbunden mit den von den Sümpfen und Urwäldern aufsteigenden Miasmen. Alles dies mag wesentlich dazu beitragen, dem Auftreten der Krankheit Vorschub zu leisten, doch glauben wir nicht, daß eine medizinische Aetiologie damit ihr Auslangen finden würde, und vielleicht gehen wir nicht irre, wenn wir die Birmanen, wie andere Orientalen, hauptsächlich vermöge ihrer psychischen und physischen Schwachheit und Trägheit zur Aufnahme des durch Vererbung fortgeführten Krankheitskeimes für disponiert halten. Da P. Wehinger auf Grund seiner Erfahrungen die Ansicht ausspricht, daß die enorme Vermehrung der Leprafälle theils auf Vererbung, besonders aber auch auf Ansteckung zurückzuführen ist, so erscheint das indolente Verhalten der Birmanen der Krankheit und den Kranken gegenüber geradezu ungeheuerlich.

Man unterscheidet in Birma zwei Arten von Ausfäz; den feuchten oder eiternden und den trockenen Ausfäz. „Die ersten Kennzeichen der feuchten Lepra sind große weiße oder auch gefärbte Flecken auf der Haut, welche an diesen Stellen ihre Empfindlichkeit verliert. Auf diesen Flecken oder daneben erscheinen bald Klumpen, welche immer größer werden und die Größe einer Erbse oder auch Haselnuß erreichen. Am zahlreichsten und am größten sind die Knötchen im Gesichte. Das Aussehen der Leprakranken wird ganz gräßlich. Sein kupferrothes, mit tiefen Furchen und Tuberkeln beladenes Gesicht hat nichts mehr Menschliches an sich. Seine Augenlider schwellen unermeßlich an. Die an den Augenbrauen, an der Nase und am Kinn in Menge erscheinenden Klumpen geben dem Kranken ein fürchterliches, löwenähnliches Aussehen. Deshalb wird dieser Grad des Ausfäzes öfters auch Beontiafs genannt. Die Finger krümmen sich und werden zugleich mit der ganzen Hand starr und steif.

„Dieses erste Stadium kann jahrelang dauern, und wie schrecklich es auch sein mag, ist es doch eine Frist, deren Fortdauer der Kranke wünscht, um den nachkommenden Entwicklungen der Krankheit zu entkommen. Während dieser Periode sind in der That die Schmerzen nicht so heftig oder wenigstens nicht lange anhaltend.

„Die Krankheit nimmt jedoch ihren weiteren Verlauf. Von den genannten Tuberkeln bricht eines nach dem andern auf, es entstehen klaffende Wunden und Geschwüre, und so erneuert sich das Leiden beständig. . . Dazu kommt, daß diese Geschwüre stets vernachlässigt werden, und so wird der erbarmenswerthe Leprakranke allmählich seinen Mitmenschen und sich selbst zum Elend. Die Fingerglieder fallen eins nach dem andern ab oder trocknen auf. Es kommt auch vor, daß ein Fuß, eine Hand ganz verschwindet. Aehnlich dem Vater Job fühlt der Unglückliche, wie sein Körper, gleich einem von

Würmern zerfressenen Kleid, in Stücke zerfällt, und er bittet Gott, ihn sterben zu lassen. Jedoch weil die Krankheit seine hauptsächlichsten Lebensorgane noch nicht angegriffen hat, ist er zum Weiterleben verurtheilt, bis die Geschwürbildung in das Innere seines Körpers dringt.

Die Krankheit schreitet immer vorwärts, greift erst den Mund an. Die Luft- und Speiseröhre werden gewöhnlich zuletzt angegriffen, und es ist oftmals Erstidung, welche dem armen Leprakranken das Ende seiner Schmerzen bringt. Falls ihn Erstidung nicht befreit, bringen die in den inneren Organen stattgefundenen Zerrüttungen den Tod. Schon lange vor dem Tode verbreitet sich um den Leprakranken herum der äußerst üble Leichengeruch, und der Körper ist sozusagen schon lange abgestorben, bevor der Leidende das Ende seiner Tage, das Ende seiner Leiden erreicht hat. Und doch — in diesen vergifteten Ueberresten eines menschlichen Körpers — sollte man es glauben? — wohnt noch eine Seele. Wir fragen diese Leiche, und sie gibt uns Antwort, und wir zittern mit Schauer, indem wir in ihr Verstand, Gedächtniß und, was einen zu Thränen rührt, ein Herz finden — ein Herz — das nicht sterben kann und noch für die liebevolle Sorge, die seinem langen Todeskampfe bewohnt, Dankbarkeit beweist. Bei dem trockenen Ausfäz sind es ebenfalls die äußersten Glieder, die zuerst dem Uebel zur Beute anheimfallen. Es bilden sich alsdann in den verschiedenen Körpertheilen immer mehr rothe Brandflecken. Allmählich entfleischten sich alle Glieder. Die Knochen jedoch, anstatt sich, wie bei dem feuchten Ausfäz, vom Körper loszutrennen, bleiben vereinigt, von der bloßen Haut bedeckt und zusammengehalten. Dieses lebende Skelett gleicht einem ausgedorrien Baume, der noch von seiner schützenden Rinde umgeben ist. Die Gelenke der Glieder allein scheinen etwas aufgeschwollen. Endlich bleibt für die gierig immer weiter gehrende Krankheit kein Nahrungsmittel mehr — der Tod tritt ein.“

Diesem furchtbaren Krankheitsbilde entsprechen auch die Zustände, die in Hinsicht auf die Behandlung der Leprakranken in Birma herrschen. Wie schon bemerkt, werden hier die Ausfäzigen nicht, wie es in Indien und China geschieht, aus der Nähe der Gesunden verbannt sondern sie bleiben in ihrem Hause und unterhalten, so lange ihre Krankheit noch in den ersten, weniger abstoßenden Stadien steht, fast dieselben Beziehungen mit der Gesellschaft und Familie wie zuvor. Und dabei versuchen es die Gesunden nicht, dem Fortschreiten der Krankheit durch die Anwendung irgend eines Mittels ein Ziel zu setzen oder ein Palliativ zur Linderung der Schmerzen der Kranken anzuwenden, ja, sie denken gar nicht daran, sich durch prophylaktische Maßregeln und Mittel vor der Gefahr der Ansteckung wenigstens einigermaßen zu schützen. Erst wenn das Uebel schon einen für die Gesunden unerträglich Grad erreicht hat, wird der Kranke gemieden. Inmitten ihrer Familie, umgeben von zahlreichen Bekannten, sind die unglücklichen Ausfäzigen verlassen, ja sich ganz selbst überlassen. Auf den Straßen, auf öffentlichen Plätzen, am Eingang der Kirchen und Pagoden sitzen die Aermsten der Menschheit niedergekauert, um durch den Anblick ihres fürchterlichen Elends das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Das Leben der armen Ausfäzigen ist schon an und für sich ein äußerst qualvolles; der Leib, gefoltert von schrecklichen Schmerzen, faulend an immer weiter greifenden, eiskaltigen Geschwüren, zerfressen von gierigem, gar-

stigem Ungeziefer. Die Seele der Kranken aber leidet an gräßlicher Verzweiflung oder thierischem Stumpfsinn, weil keine Hoffnung auf Besserung ist. Dazu kommt aber noch eine andere Qual, nämlich die schreckliche Verlassenheit, die tiefste Verachtung, die härteste Gefühllosigkeit der Mitbürger. Der Ausfällige wird als ein Auswurf der Menschheit betrachtet, nirgends findet er wahres Mitleid, nirgends hört er ein Wort des Trostes, sondern überall wird er als gar nicht zur Menschheit gehörend behandelt. In ihrer unmittelbaren Nähe lassen Kinder ihre Eltern, Eltern ihre Kinder bei lebendigem Leibe verfaulen, ohne sich um sie zu bekümmern, ohne es sich einfallen zu lassen, zur Pflege der Kranken auch nur einen Finger zu rühren. Und wie sollten sich die Fernerstehenden der Kranken erbarmen, wenn es die nächsten Verwandten nicht thun? Gab doch ein vermöglicher Birmane, den P. Wehinger um ein Almosen für die Ausfälligen anflehte, diesem zur Antwort, daß er von Herzen gerne eine große Menge Arsenik spenden wolle, um die Ausfälligen aus der Welt zu schaffen!

Wie das Herz des von der Idee der Nächstenliebe durchdrungenen und auf dem Boden christlicher Kultur stehenden Menschen angefaßt solchen Glends nicht ungerührt bleiben kann, so hat auch P. Wehinger, erschüttert von dem Anblicke der Ausfälligen und ihres Looses, die hochherzige Idee gefaßt, für diese ein Hospital zu gründen. Seinen beharrlichen Bemühungen ist es auch gelungen, sich soweit Mittel und Kredit zu verschaffen, daß er im Jahre 1892 an die Ausführung seines menschenfreundlichen Planes schreiten konnte. So entstand unfern der Stadt Mandalay die Anstalt „St. Johann“ für Lepraerkrankte (St. Johns Leper Asylum), die, den Verhältnissen entsprechend, im Pavillonstile erbaut, derzeit 150 Ausfällige, Männer, Frauen und Kinder, in allen Stadien der Krankheit beherbergt. Die medizinische Behandlung der Kranken beschränkt sich vorderhand nur auf die versuchsweise Anwendung der Naturheilmethode, und es sollen Dampfbäder und warme und kalte Wassergrüsse eine bedeutende Erleichterung der Schmerzen herbeiführen. Das Hauptgewicht wird auf die Diät und Pflege der Kranken gelegt. Was diesen nach Maßgabe der bescheidenen Mittel und lokalen Verhältnisse an Nahrung, Kleidung, Wohnung, Ruhe und Gesellschaft und auch Erholung geboten wird, ist ihrem Zustand ebenso angepaßt wie die Pflege, die in der täglichen Reinigung der Wunden und Geschwüre, der Entfernung der Würmer aus den eiternden Wunden und in der Verbindung der Wunden besteht. In dieses aufopfernde Geschäft, das alle Selbsterleugnung erfordert, theilen sich im Ganzen zwei Patres für die Männer und eine Schwester für die Frauen; die Unterstützung, die ihnen hiebei von Seite der leichter Erkrankten zu Theil wird, ist insofern eine beschränkte, als diese vor dem Verkehre und der Berührung mit den hochgradig Ausfälligen selbst zurückzuschauern. Es ist klar, daß, um nur die von einem höhern Grade der Krankheit Befallenen aus der Gesellschaft der Gesunden auszuschleiden und ihnen Behandlung und Pflege zu Theil werden zu lassen, im Verhältnisse zu der großen Zahl von Ausfälligen in Birma auch mehrere und größere solcher Anstalten bestehen sollten wie die in Mandalay. Indessen ist der Anfang gemacht, und es ist P. Wehinger zu wünschen, daß seine Bestrebungen, durch seinen Besuch europäischer Hauptstädte die civilisirte Welt des Westens auf sein Unter-

nehmen aufmerksam zu machen, wenigstens das St. Johns Asyl in Mandalay zu vergrößern und zweckentsprechend auszugestalten, vom besten Erfolge begleitet sein mögen. Freilich ist es mehr als fraglich, ob das gräßliche Uebel des Aussages in Birma je ausgerottet werden kann, selbst wenn alle Ausfälligen in Hospitälern untergebracht und von den Gesunden isoliert wären, so lange im Lande überhaupt nichts für eine entsprechende und ohne Zweifel dringendst notwendige Hygiene geschieht. Doch genug für den Augenblick, wenn nur den Kranken selbst jene körperliche Pflege und jener geistige Trost geboten wird, wodurch ihre leiblichen und seelischen Leiden vermindert und gelindert werden.

Allerlei.

Ueber die Langlebigkeit der Menschen hielt F. W. Warner kürzlich einen Vortrag von ungewöhnlichem Interesse vor der Akademie für Wissenschaft in New-York. Jede Person, führte Warner aus, trägt die physikalischen Bedingungen ihrer Lebensdauer in sich, und eine langlebige Person kann schon nach ihrem Aussehen von einer kurzlebigen unterschieden werden. In vielen Fällen vermag ein Arzt nach einem einzigen Blicke auf die Hand seines Patienten zu sagen, ob dieser leben oder sterben wird. (1) In der Pflanzen- wie in der Thierwelt erhält jedes Leben seine Charaktere von demjenigen Leben, aus dem es seinen Ursprung genommen hat. Unter diesen angeborenen Eigenschaften findet sich auch die Fähigkeit, das Leben für eine gegebene Zeitdauer fortzusetzen; man kann diese Fähigkeit als die inhärente oder potentiale Lebensdauer bezeichnen. Unter günstigen Bedingungen und in günstiger Umgebung kann das Individuum diese Lebenszeit ganz ausleben, unter ungünstigen wird sie merklich verkürzt werden. Ebenso kann die Lebensdauer einer Person, einer Familie oder einer Rasse auch durch die Einflüsse einer besonders günstigen Umgebung erhöht werden. Die erste Voraussetzung für ein langes Leben besteht darin, daß Herz, Lungen, Verdauungsorgane und Gehirn ihren gehörigen Umfang haben. Ist dies der Fall, so zeigt es sich in der Länge des Rumpfes und der verhältnismäßigen Kürze der Glieder. Solche Personen werden im Sitzen groß und im Stehen klein erscheinen, die Hand wird eine lange und etwas schwere Fläche und kurze Finger aufweisen. Das Gehirn wird tief gelegen sein, was sich schon daran erkennen läßt, daß die Oeffnung der Ohren tief liegt. Ein blau oder braun strahlendes Auge ist ein günstiges Zeichen. Große Lungen finden ihren äußern Ausdruck in großen, offenen und freien Nasenlöchern, während gepreßte und halb geschlossene Nasenlöcher auf kleine und schwache Lungen schließen lassen. Hierin sind die wesentlichen Punkte zur Unterscheidung von langlebigen und kurzlebigen Menschen gegeben, und zwar auf Grund einer Prüfung von sehr umfangreichen statistischen Erhebungen. Daß es individuelle Ausnahmen gibt, ist selbstverständlich, es sind aber eben Ausnahmen, und die Regel wird dadurch nicht gestört. Handelt es sich um Personen, die auf der einen Seite kurzlebige, auf der andern Seite langlebige Verwandte besitzen, deren Anlage sich auf sie vererbt hat, so wird die Frage verwickelter; es zeigt sich aber, soviel läßt sich im Allgemeinen feststellen, daß bei derartiger Verschmelzung verschiedener Anlagen die Natur außerordentliche An-

Strennungen macht, die für ein längeres Leben günstigen Eigenschaften in den Vordergrund zu bringen und die feindlichen zurückzudrängen.

Schach.

Augsburger Schachblatt.

[Alle Rechte vorbehalten.]

Geschichte des Schachspiels.

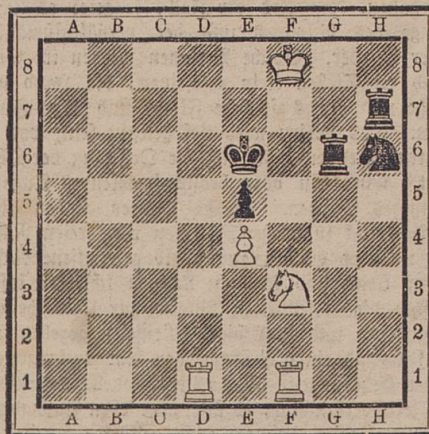
VII.

Gegen Ende des XV. Jahrhunderts mehren sich die literarischen Erzeugnisse über das Schach. 1472 gibt Meister Ingold zu Augsburg eine Abhandlung über das Schach heraus; zwei Jahre später erscheint zu London das von Caxton dem Herzog von Clarence gewidmete Schachbuch; 1483 gelangt sodann zu Strassburg das erste gedruckte deutsche Schachwerk, nämlich „Schachzabel nach Jakobus de Cessoles“ zur Ausgabe. Im Jahre 1495 folgt den vorerwähnten ein spanisches Schachwerk, die von Francesco Vincent veranstaltete Sammlung von 100 künstlichen Endspielen. Von eigentlicher Bedeutung ist indess erst das Schachwerk, welches der Castilier Lucena 1497 zu Salamanca verfasste und dem Prinzen Johann (dem 16jährigen Sohne Ferdinands des Katholischen von Aragon und der Königin Isabella von Castilien) widmete. Die in diesem Werke — von dem übrigens nur der zweite Theil dem Schach gewidmet ist — enthaltenen Spielanfänge sind meist nur kurz und von geringem Werthe. Die Regeln, welche Lucena befolgt, entsprechen in der Hauptsache bereits den heute geltigen, nur wendet er an Stelle der Rochade noch den alterthümlichen einmaligen Sprung des Königs auf ein beliebiges drittes Feld an. Weit grösseres Interesse gewähren seine Endspiele und Aufgaben. In einem Theil derselben (es sollen 150 gewesen sein, von denen 100 erhalten blieben) wird noch nach den Regeln des alten arabischen Schachs gezogen und die Königin demgemäss auch mit der arabischen Bezeichnung „Alfereza“ benannt. In dem grösseren Theile jedoch finden die Regeln des modernen Spiels Anwendung, welches Lucena im Gegensatz zu der alten Spielweise sehr bezeichnend „juego de la Dama“ (Spiel der Dame) benennt, offenbar mit Rücksicht auf die grosse Bedeutung, welche durch ihre erweiterte Gangart die Dame (Königin) im modernen Spiele erlangt hat. Im Uebrigen macht Lucena's Werk den Eindruck, dass sein Verfasser kein besonders starker Spieler war. Eine der besten Aufgaben, welche sich in seinem Buche finden, ist die folgende:

Aufgabe Nr. 10.

(Aus Lucena's Schachwerk vom Jahre 1497.)

Schwarz.



Weiss.

Mat in 3 Zügen (nach den jetzigen Spielregeln).
(Fortsetzung dieses Abschnittes in 14 Tagen.)

Nachrichten aus der Schachwelt.

Der Wettkampf Lasker-Steinitz zu Moskau.

In der 11. Partie, welche Lasker gewann, ergab sich nach dem 37. Zuge von Schwarz folgende Stellung:

Weiss (Steinitz): Kc3, Sc2, d3; Ba2, b4, e3, f3, g2, h2.
Schwarz (Lasker): Kd6, Lh5, Se6; Ba7, d5, e5, f6, g5, h7.

Es folgte 38. a2-a4, f6-f5; 39. b4-b5, f5-f4; 40. e3-e4, d5×e4; 41. f3×e4, Lh5-g6; 42. Sc2-a3, Lg6×e4; 43. Sa3-c4+, Kd6-e7; 44. g2-g3, Lc4×d3; 45. Kc3×d3, Se6-c5+; 46. Kd3-c2, f4×g3; 47. h2×g3, Sc5×a4 und Schwarz gewann im 64. Zuge nach meisterhaft geführtem Endspiele.

Stand nach der 12. Partie vom 24. Dez. c.: Lasker +7, Steinitz + 1, remis 4.

In der 12. Partie am 24. Dezember c., von Lasker spanisch eröffnet, hatte Steinitz, welcher seine alte Vertheidigung anwandte, den ersten Sieg zu verzeichnen; (Lasker musste nach dem 30. Zuge die Partie aufgeben, nachdem sie eigentlich schon vom 19. Zuge ab für ihn unhaltbar war; Steinitz dirigierte dieselbe als Führer der Schwarzen vorzüglich.) Wir werden die Partie in der nächsten Schachnummer bringen.

Augsburg. — Vom Januar 1897 ab werden, vielseitigem Wunsche entsprechend, im Schachklub Augsburg regelmässig jeden ersten Dienstag des betr. Monats — erstmals also am 5. Januar c. — Vorträge über Theorie, Eröffnungen u. s. w., verbunden mit Demonstrationen ausgesuchter Partien veranstaltet. Begonnen wird zunächst mit der italienischen Partie (gioco piano); die Leitung dieser Veranstaltungen hat das Klubmitglied, Herr königl. Ober-Bahnamtsoffizial Ludwig Bachmann, übernommen.

Lösungen:

Aufgabe Nr. 5 (von dem Neuperser Khaja Ali Shatranji):

- | | | | |
|------------|--------|------------|----------|
| 1. d4-d5+ | Ke6-e5 | 5. Tg4-g7 | f6-f5 |
| 2. Tg7-e7+ | Ke5-f4 | 6. Ld3×f5 | beliebig |
| 3. Te7-e4+ | Kf4-g5 | 7. Df3-g4+ | Kh5-h4 |
| 4. Te4-g4+ | Kg5-h6 | 8. g2-g3+ | |

Richtig gelöst von: N. B. in Windach; R. H. in L.; J. Finkl in Niederschönenfeld.

Aufgabe Nr. 6 (von H. L. Rittmayer):

- | | | | |
|-------------------|-----------------|------------|-----------------|
| 1. Db8-b1 | Tg1×b1 | 1. | Tg1-g5 |
| 2. g7-g8D oder L+ | | 2. Db1×a2+ | |
| 1. | Da2×b1 (od. f2) | 1. | Da2×a1 od. bel. |
| 2. d4-d5+ | | 2. Db1-f5+ | |

Richtig gelöst von: Ed. Weber in Munningen; J. Haggmüller, Bobingen; Dr. A. Follmer, Rodalben (Pfalz); R. H. in L.; N. B. in Windach; Ferd. Buchwieser in München; J. Finkl in Niederschönenfeld; Schachverein „Tarrasconia“ in Regensburg; W. Homauer, cand. theol., Dillingen; J. Rösch in Niederschönenfeld; O. Link in Grossschönach (Baden); M. A., Hans Braun, Hugo Häusler, G. Kunstmann, Oskar Mayinger, A. H., R. K. und Peter Bernhard, hier; B. Beyer in Kaufbeuren, sowie Weimann, Hiltenrich und Wölkamp in Paderborn (Westfalen). —

Briefkasten.

R. H. in L.: Besten Dank für Ihre Anerkennung und Respekt vor Ihrer stets gründlichen Bearbeitung der Lösungen unserer Aufgaben etc.; auf den weiteren Inhalt Ihrer Zuschrift kommen wir eventuell noch zurück. +frdl. Gruss!

L. H. Krick, Dommeltadel (bei Passau): Die Zahl der Weizenkörner endigt — wie Sie richtig bemerkten — mit 615 nicht 165; (vergl. Nr. 84). —

„Nationaltitende“, Kopenhagen (Dänemark): Herzlichen Dank für Ihre lebenswürdige Aufmerksamkeit! Wir werden uns prompt und regelmässig revanchiren. Besten + Gruss!

Prosit Neujahr!

Notiz.

Die Namen jener Schachfreunde, welche unsere Endspiele und Probleme richtig lösen, sowie die Lösungen innerhalb drei Wochen einsenden, werden stets an dieser Stelle veröffentlicht.

☞ Alles auf das Schach Bezügliche ist ausnahmslos zu adressiren: „An die Redaction des Augsburger Schachblatt — Café Augusta — Augsburg.“